

PROLOG

Sadagora, 1941

Mosche Schwarz betete das Kaddisch für seinen Vater Hermann, der nach einem langen fiebrigen Traum gestorben war. Eine Gruppe jüdischer Männer und Frauen stand auf dem alten Friedhof versammelt, in dessen Erde bereits Mosches Mutter und seine beiden Geschwister lagen. Mosche dachte an die Zeit vor dem Fieber zurück. Er sah sich mit seinem Vater auf dem Einspänner sitzen. Sie fuhren auf den Markt, wo sie Gemüse verkauften und Mosche Süßigkeiten zugesteckt bekam, weil er den älteren Damen Komplimente machte. Auf der Heimfahrt erzählte ihm sein Vater von seiner Heimatstadt Wien, wo er vor vielen Jahren als junger Kadett dem Kaiser gedient hatte. Er beschrieb Schlösser und Parks, die noch viel größer waren als die Burg mit ihren imposanten Türmen und Zinnen, an der sie gerade vorbeifuhren, wo einst der sagenumwobene Zaddiq Hof gehalten hatte, auf einem Thron sitzend, wie ein russischer Edelmann in wertvollem Brokat gekleidet, auf dem Kopf einen mit Gold bestickten Hut, umringt von Menschen, die ihm huldigten. Mosche erinnerte sich an den Duft von Gewürzen und Kräutern, den sein Vater ausströmte, die Kraft seiner Hände, die ihn an sich drückten, wenn an rauen Herbsttagen die wütenden Winde ihre Reisegefährten waren, aber auch, wenn er im Mondlicht die Dämonen ums Haus schleichen sah, von denen der rumänische

Schullehrer erzählte. Es hieß, sie könnten die Gestalt nachtschwarzer Katzen oder riesiger Fledermäuse annehmen.

Die Dämonen, die seine Mutter und seine Schwestern an der Waldlichtung getötet hatten, waren vom dichten Nebel aufgesogen worden. Er sah den Vater vor sich, wie er die nackten leblosen Körper ins Haus trug und sich dann in sein Bett legte, von einem Fieber geschüttelt, das ihn zehn Jahre nicht mehr loslassen sollte.

In diesen zehn Jahren reifte Mosche zu einem kräftigen und schlaunen Mann heran. Sein Nachbar Isaak Singer, der Schankwirt, hatte ihn und seinen Vater bei sich aufgenommen. Während Hermann die Tage und Nächte in einer kleinen Kammer vor sich hin döste, erzog Isaak Mosche wie seinen eigenen Sohn und brachte ihm alles bei, was er wissen musste, um ein guter Wirt zu werden. Jeden Donnerstag fuhr er auf den Markt in die große Stadt, vorbei an dem Schloss des Zaddiqs, dessen verfallenen Mauern ihm als steinerne Zeugen einer verlorenen Welt entgegenblickten. Auf dem Markt lernte er auch seine Frau Sarah kennen, die Tochter eines Tuchhändlers. Sie zog mit ihm in das Haus seines Vaters, an dem er sich mit viel Geduld zu schaffen machte, um es ihr so wohnlich wie möglich zu gestalten.

Am 5. Juli 1939 kam ihre Tochter Miriam zur Welt. Mosche zeigte das Baby seinem Vater, voller Hoffnung, dass das junge Leben ihn aus seinem Schlaf wecken und sein Fieber heilen würde. Aber Hermann blieb ohne Regung liegen, noch zwei weitere Jahre, ehe er an Miriams zweitem Geburtstag mit einem langen Seufzer sein Leben aushauchte.

Das Grab wurde zugeschüttet, und Isaak sprach Mosche den Trostspruch zu: „Der Herr möge dich trösten mit den Trauernden über Zion und Jerusalem!“ Am Friedhofsausgang rissen sie einen Büschel Gras aus und warfen es hinter sich. *Auf diese Weise verwirrt man den Todesengel*, hatte Mosches Mutter erklärt. *Aberglau*be, dachte er, und bückte sich auch für die kleine Miriam nach einer Handvoll bewachsener Erde.

In der Dämmerung des nächsten Tages riss ein Klopfen an der Tür Mosche, Sarah und Miriam aus dem kurzen Schlaf. Mosche zog sich einen Schlafrock über und wankte zur Tür. Ehe er sie entriegeln konnte, wurde sie mit Gewalt aufgestoßen. Es gelang ihm nicht, sich vor dem Gewehrkolben in Sicherheit zu bringen, schon fühlte er das warme Blut dick über sein Gesicht laufen. Noch bevor er zu Boden ging, erkannte er seinen Nachbarn Simion, der schon lange den kleinen Flecken hinter dem Haus kaufen wollte, auf dem Mosche das Gemüse zog.

Mosche erholte sich schnell und richtete sich wieder auf. Simion war in Begleitung dreier Männer in dreckigen Stiefeln und Mänteln gekommen, die vom Regen durchnässt wie schwere Fledermausflügel herabhingen. Einer der Männer schrie Mosche auf Ukrainisch an: „Wo sind sie hin, Jude? Rede!“

Er schlug mit dem Gewehrkolben zu, noch fester als vorher. Mosche fiel hin. Er roch den faulen Atem des Mannes, der sich über ihn beugte, und blickte in ein von einer tiefen Wunde entstelltes Gesicht.

„Ich weiß nicht, wovon Sie reden!“

Simion hinderte den Ukrainer daran, erneut zuzuschlagen, indem er mit aller Kraft das Gewehr packte.

Simion Popescu, der kleine rumänische Ladenbesitzer, von dem Mosche glaubte, dass er alle Juden hasste, rettete sein Leben. Dafür musste er sterben. Der Mann mit der Wunde tötete ihn mit einem Bajonettstoß in den Rücken. Simions aufgerissene Augen und das Blut, das sich über den Boden ausbreitete, schienen ihn zu beruhigen. Beinahe sanft flüsterte er zu Mosche: „Wo sind die anderen?“

Die Ukrainer setzten sich. Alles war still geworden.

„Welche anderen?“

Mosche versuchte, sich aufzusetzen. Der Mann bespuckte ihn:

„Welche anderen, fragst du? Die Scheißjuden, die sich im Wald verkriechen, die unsere Leute abgestochen haben.“

Mosche blieb ruhig sitzen. Nur ein winziger Seitenblick richtete sich auf das schwach vom Lichtschein getroffene Zimmer, in dem Sarah ihrer Tochter Augen und Mund zuhielt. Eng aneinandergedrückt standen sie in der Ecke, die im Dunkeln lag, ungesehen von den müden und erschöpften Ukrainern, die ihr Werk vollenden wollten. 86 Juden hatten sie aus den Betten gezerrt und zum Rathaus getrieben, Frauen, Kinder, Männer, halbnackte, verängstigte Gestalten. Noch in der Dämmerung waren sie in den Wald hinausgetrieben worden, wo man begann, sie zu erschießen. Einen, zwei, drei ... 36. Die Restlichen hatten es geschafft, zu fliehen.

„Wir werden sie finden. Die Juden sind feige Schweine. Zwei meiner Männer haben sie im Hinterhalt erstochen. Sie werden dafür bluten. Und dafür auch!“ Der Ukrainer griff sich an die Wunde. Er spuckte auf Simion, dessen Tod seine Wut gemildert hatte, die er

nun umso stärker spürte. Als er auf Mosches Gesicht einschlug, begann Miriam zu schreien.

Die Männer sahen sich für einen Moment lang an, verständigten sich ohne Worte, dann trat der Mann mit dem Bajonett in den dunklen Raum. Er riss das Kind aus Sarahs Armen und schleuderte die Kleine in eine Ecke, wo sie reglos liegen blieb.

Dann erst zerrte er Sarah ins Licht. In ihren aufgerissenen Augen lagen die Angst, die Sorge um das Kind und zugleich eine unbändige Wut.

Der dritte Ukrainer, der bisher noch kein Wort gesagt hatte und an der Tür gelehnt blieb, schnalzte mit der Zunge: „Sie sieht nicht übel aus, die Judenhure.“

Der Mann mit dem Bajonett hielt sie fest umklammert, während der andere sie schlug und ihr das Nachthemd vom Leib riss.

Sie starb, nachdem die zwei Männer sie vergewaltigt, nachdem sie ihren Körper mit ihren hungrigen Gliedern aufgerissen und sie ihre Augen ausgestochen hatten, deren Blick sie nicht ertragen konnten.

Zu spät für Sarah durchdrang eine Kugel den großen Kopf des Mannes mit der Wunde und bohrte sich in den alten Bilderrahmen mit dem Porträt des Vaters. Eine zweite Kugel traf den Bauch des Mannes mit dem Bajonett, der sich blitzschnell umgedreht hatte. Ein Messer schlitzte fast gleichzeitig den Hals des dritten Ukrainers auf.

Es blieb keine Zeit zum Überlegen. Isaak Singer ließ das Gewehr fallen. Er goss einen Eimer kaltes Wasser auf Mosche und zerrte ihn auf. Dann packte er das leblos in der Ecke liegende Mädchen, und sie liefen aus dem Haus, ohne sich umzusehen. In der Ferne flackerte Feuer aus einem der geplünderten jüdischen Häusern.

Isaak wandte sich um und sagte leise: „Rührt euch nicht! Bleibt hier, wartet auf mich!“

Isaak legte Miriam sanft in die zitternden Arme Moses, der vor Trauer und Wut weinte.

Isaak lief zum Schuppen, schleppte einen Ballen Heu ins Haus und steckte ihn in Brand. Dann begann er zu laufen, zog Mosche hinter sich her. Die kleine Miriam umklammerte er mit sicherem Griff. Erst tief im Wald begann sie zu schreien. Sie lebte.

Nach einigen Kilometern kamen sie an eine Lichtung, in der eine alte Kate stand. Dort machten sie Rast. In dem Häuschen waren bereits fünf weitere Männer versammelt. Mosche erkannte den Tuchhändler Pinchas Steinberg, den Bankier Mendel Wachstein, Isaaks Bruder Isidor Singer, der die Bücher des Barons führte und Rechtsanwalt Dr. Chajim Levin. Der fünfte Mann war groß gewachsen, noch sehr jung, keine zwanzig. Er hob sich in der traditionellen Kleidung der Chassidim des Ortes deutlich von den anderen ab.

„Das sind keine Partisanen, Isaak“, sagte Mosche. Er hielt ein kaltes Tuch an seine Stirn, die noch blutete. Isaak widersprach: „Pinchas hat dem Kerl das Gesicht zerschnitten. Du hast es doch gesehen. Und Isidor hat einen aufgeschlitzt. Nicht von hinten, Aug in Aug hat er ihn angesehen und zugestoßen. Wenn es darauf ankommt, siehst du, dann werden sie zu Helden, Mosche.“ Isaak lächelte gequält. Er wusste, dass es eine Lüge war. Niemand hier war ein Held, und die Taten, die geschehen waren, würden sich nicht wiederholen. Bald, sehr bald, würden sie hier aufkreuzen, Ukrainer, Rumänen, Polen. Sie hassten die Juden und warteten nur auf eine Gelegenheit, sie loszuwerden. „Wer ist der junge Mann?“ Mosche deutete auf den Chassiden.

„Ich bin David Kaplan. Mein Vater hat dem Zaddiq gedient, Reb Aaron, vor dem Krieg. Bevor Reb Aaron wegging, nach Wien, hat er meinem Vater etwas anvertraut, von dem er wollte, dass es hier bleibt, weil hier ein Ort besonderer Heiligkeit ist. Er hat es mir gegeben, bevor er starb. Ich kann euch damit helfen!“

Mosche lachte laut auf, aber Isaak hielt ihm den Mund zu. „Lass ihn ausreden! Was haben wir zu verlieren?“ Der Chassid zog ein Stück Papier aus seinem Kaftan. Er faltete es auf. Es war dicht mit hebräischen Buchstaben beschrieben. Wachstein beugte sich über den Text und begann zu lesen:

„In 32 wundersame Wege der Weisheit gravierte JH, JHWH Sebaot, König der Welt, der lebendige Gott ... Was ist das?“

Der Chassid beantwortete die Frage nicht, sondern befahl ihnen, sich zu setzen und zu schweigen. Dann begann er, die Buchstaben des Alphabets in einer besonderen Reihenfolge aneinanderzufügen.

Der Himmel verdunkelte sich, und binnen kurzer Zeit überzog ein so heftiger Regen den Wald, dass die Suchmannschaften sich zurückzogen.

Am Morgen darauf begleitete ein muskelbepackter Riese die acht Männer und das kleine Mädchen durch den Wald zum Fluss. Sie umgingen die Ukrainer, die immer noch in den Wäldern nach flüchtenden Juden suchten.

Am Abend erreichten sie die große Stadt. Hier hofften sie, Unterschlupf zu finden, auch wenn sie wussten, dass es den Juden in Czernowitz nicht besser ging. Sie hatten davon gehört, dass ihr Rabbiner ermordet worden war, dass die Rumänen die Juden zusammentrieben, in ein Getto sperrten, sie quälten und viele von ihnen töteten.

Die Männer, die sie am Ufer des großen Flusses trafen, die Waffen im Anschlag, waren keine Rumänen, auch keine Ukrainer. Deutsche, Männer des Sicherheitsdienstes, waten durch den Schlamm.

Mosche Schwarz verstand ihre Sprache, die seiner Vatersprache ähnlich und doch so fremd klang. Er verstand die Bedeutung der Worte, das „Hände hoch!“ und „Mitkommen!“, und er begriff die Folgen für die Männer und für seine Miriam, die das Einzige war, wofür es sich noch zu leben lohnte.

Mosche Schwarz suchte nach einer Antwort, als bereits der erste der Deutschen strampelnd im Wasser lag und die anderen wild gestikulierend gegen einen unbesiegbaren Hünen ankämpften, der ihre Bajonettstiche wie eine Strohpuppe aufnahm und nicht zu Boden ging, sondern sich mit jedem Stoß wilder und ungestümer auf sie stürzte, ehe sie mit gebrochenen Gliedern dalagen. Keiner von den Deutschen sollte zu Tode kommen, keiner das Schicksal der Ukrainer teilen. Schon zu viel Blut war geflossen, um Leben zu retten.